

Vom „Kulturstaat“ zum „Naturstaat“?

Zum schizophrenen Kulturverständnis der Gegenwart –

Peter-Cornelius Mayer-Tasch

1. Einleitung

Die Bundesrepublik sei ein Kulturstaat. Solche „Auskunft über Deutschland“ wurde all jenen zuteil, die Gelegenheit hatten, am 9.11.1984 der ersten Kulturdebatte eines deutschen Gesamtparlamentes seit dem Jahre 1904 zu folgen.¹⁾ Wer aus Bayern kommt oder sich für Bayern interessiert (und außerdem Verfassungen zu lesen pflegt), weiß längst, daß zunächst und in erster Linie Bayern ein „Kulturstaat“ ist. So nämlich steht es in Art. 3 der Bayerischen Verfassung – der einzigen deutschen Verfassung, die sich zu einer solchen Proklamation aufgeschwungen hat. Und daß dann soviel kulturelle Progressivität auf Landesebene auch so manchen Bundespolitiker nicht ruhen ließ, ist leicht verständlich, zumal sich ja der Bund – grundgesetzlich verankerte Kulturhoheit der Länder hin oder her – für das 'Große und Ganze' zuständig fühlen darf. Eine Frucht dieser (nicht zuletzt auch durch oppositionelle Profilierungshoffnungen beflügelten)²⁾ Unruhe war dann die große Kulturdebatte des Bundestages, deren Protokolle man lieber ungedruckt wüßte. Daß ihr weder der Kanzler noch der Vizekanzler noch das Gros der Abgeordneten beizuwohnen beliebten, daß selbst hier die „Experten“ unter sich bleiben sollten, wirft zwar kein gutes, dafür aber ein umso gerechteres Licht auf den soziopolitischen Stellenwert der Kultur in diesem unserem „Kulturstaat“ Und ein nicht minder getreues Licht auf das gängige Niveau des Kulturverständnisses werfen die Hauptthemen der Debatte, die einen ihrer Höhepunkte erreichte, als der Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau von seinen Bemühungen sprach, im Auftrag des Bundeskanzlers und „in Verbindung mit den beteiligten Stellen einen Ort ausfindig zu machen, wo man in Bonn ein Mahnmal, ein Ehrenmal einrichten kann, damit bei Staatsbesuchen Staatsakte in würdiger, der Bedeutung unseres Staates gerecht werdenden Form durchgeführt werden können.“³⁾ Der zynische Zwischenruf des damaligen Bundestagsabgeordneten und späteren hessischen Umweltministers Joschka FISCHER, man möge doch einen Triumphbogen über der (umstrittenen) Bundesstraße B9 errichten,⁴⁾ illustriert die für unsere Gesellschaft charakteristisch gewordene, geradezu makabre Absurdität des Aneinander-Vorbeiredens, wenn von Kultur die Rede ist. „Es trennen uns Welten, Herr Nachbar!“ heißt es in Uwe DICKS gleichnamigen Gedicht aus dem Jahre 1972.⁵⁾ Nicht nur die spektakuläre Kulturdebatte des Bundestags, sondern auch die zahlreichen Kulturdebatten, die sich landauf landab ereignen, bieten und böten Anlaß zuhauf zu solchen Deklarationen.

2. Kultur im goldenen Käfig

Kultur – was ist das eigentlich?
Die Selbstverständlichkeit, mit der (nicht nur) hierzulande so manche(r) mit dem Kultur-Begriff hantiert, provoziert diese Frage ebenso nachdrück-

lich wie die mehr oder minder gewissenhaft tastende Unsicherheit, die den Umgang mit „Kultur“ für wieder andere so schwierig macht.

Beruhigenderweise ist wenigstens die Herkunft des Wortes unstrittig. Seine Wurzel bildet das lateinische Zeitwort „colere“, das soviel wie „bebauen, ackern, pflügen (pflegen!)“ bedeutet. Bei der Frage nach der Kultur eines Menschen, einer Gruppe von Menschen, eines Volkes, eines Staates geht es also zunächst einmal um die Frage, in welcher Art und Weise sie ihr Feld „bebauen, ackern, pflügen (pflegen)“ Mit anderen Worten: es geht um die Art und Weise, in der sie sich erhalten und entfalten, in der sie leben und arbeiten. Kultur als Synonym von Zivilisation also – Kultur als der (nach neudeutscher Sprachkultur so genannte) „way of life“ der – den hypothetisch-grausen Naturzustand überwindenden und verhindernden – Bürgerlichen Gesellschaft also.⁶⁾

So besehen ist die Frage, ob sich die Bundesrepublik (oder irgendein anderer Staat der Welt) mit Fug und Recht als „Kulturstaat“ bezeichnen dürfe, müßig. Es bleibt ihr nämlich gar nichts anderes übrig, als ein solcher zu sein. Solange sie nicht – nach dem Vorbild etwa der Zeloten von Masada⁷⁾ – kollektiven Selbstmord begeht oder einer sonstigen Form der Vernichtung anheimfällt, bebaut sie ihr Lebensfeld in dieser oder jener Weise und ist mithin ein so oder so beschaffener „Kultur“-Staat. Und man bemüht sich in diesem Sinne hierzulande ja auch wacker, dieses Lebensfeld in Form einer spezifischen Energie-, Industrie-, Verkehrs-, Medien-, etc.-Kultur politisch mit zu prägen.

Grund zu besonderem Stolz vermag das Etikett „Kulturstaat“ aus solcher Perspektive also kaum zu bieten – es sei denn, daß man just diese Prägung des nationalen Arbeits- und Lebensstiles für besonders gelungen hält. Wenn der Begriff des Kulturstaates in der Verfassungs- und Parlamentsrhetorik auftaucht, so ist dies freilich stets Ausdruck eines höheren Strebens; man hat dann Erbaulicheres als politische Prioritätensetzungen zugunsten von Wachstumswirtschaft, Straßenverkehr oder Verkabelung im Sinn. Man hegt dann traditionelle Vorstellungen von höherer Lebensart – von „Kulturpflege“ also, von „kulturtragenden Schichten“ und „kultiviertem Benehmen“ Man denkt an Universitäten, Schulen, Kirchen, Museen, Oper und Theater; man denkt an Wissenschaft, Erziehung, Religion, an Architektur, Bildende Kunst, Musik und Literatur. Man bezieht sich mithin auf all' das, was sich unter der Bezeichnung „Kulturpolitik“ längst auch als politisches Ressort zu etablieren wußte.

Diese Etablierung eines (Spitzen-)Sektors der Kultur als politisches Ressort und die darin zum Ausdruck kommende gemeingesellschaftliche Identifizierung dieses Sektors der Kultur mit der Kultur schlechthin beschwört eine doppelte Gefahr: die Gefahr zum einen, daß das Bewußtsein von der prinzipiellen und tendenziellen Einheit der Kultur zunehmend schwindet, und die Gefahr zum anderen, daß die Spaltung von Hoch- und Trivial-

Sonntags- und Alltagskultur nachdrücklichst gefördert wird. Dabei soll und darf selbstverständlich nicht verkannt werden, daß die Einheitlichkeit der konkreten Kulturformen zu keiner Zeit (wenn überhaupt) mehr als eine Forderung oder Hoffnung war. Eher war das Gegenteil der Fall. Schon immer gab es National-, Regional- und Lokalkulturen, Gruppen- und Familienkulturen, Hoch-, Sub- und Gegenkulturen. Und vielfach wurde dieser kulturelle Pluralismus auch – aus sehr unterschiedlichen Motiven – von außen und von innen *con brio ed amore* gehegt und gepflegt. Neu und problematisch ist jedoch, daß sich der Kulturbegriff und folglich auch die staatliche „Kulturpolitik“ auf einem derart schmalen Sektor ghettoisieren ließ. Daß diese Kulturpolitik dann mehr oder minder dekorativ inszeniert und garniert wird – schon bei der Besetzung des Ressorts tut man’s häufig nicht unter einem Professor – vermag wohl nur sehr oberflächliche Gemüter darüber hinwegzutäuschen, daß dabei lediglich ein zunehmend exotisch anmutender Käfig vergoldet wird.

Ghetto bleibt jedoch Ghetto und Käfig Käfig – ob vergoldet oder nicht. Die zwangsläufige Folge dieser Situation ist der kulturpolitische Verzicht auf die Wahrnehmung einer Gesamtverantwortung für das Neben-, Mit- und Ineinander aller kulturell relevanten zivilisatorischen Sachverhalte. Die Verteidigung und die Pflege von Reservaten ist ein Ding, die Vermittlung von weiterführenden Impulsen ein ganz ander Ding. Solche weiterführenden kulturellen (und damit indirekt auch kulturpolitischen) Impulse jedoch erwachsen dafür umso nachdrücklicher aus der Dynamik der technisch-ökonomischen Rationalität, die auch den noch verbliebenen Reservaten mit der Sensibilität und Spiritualität einer Dampfwalze zu Leibe rückt. Weit gefährlicher jedoch als das ungleiche Duell zwischen Kalkputz mischenden Denkmalschützern und Preßluftschlämmern, sich an Alleebäume kettenden Naturschützern und skandinavischen Rodungsmaschinen ist die tiefgründige Bewußtlosigkeit nicht nur der meisten Kulturpolitiker, sondern auch eines gut Teils der kulturtragenden Eliten, die noch mit öligem Wohlrede ihre – kulturellen Diözesangöttern geweihten – Tempel salben, während schon das ganze Reich der Kultur im „Gewitter der Geraden“⁽⁸⁾ zu Boden geht. Die gelungene Wiederherstellung des goldenen Saals im Augsburger Rathaus vermag schwerlich über die Trostlosigkeit (keineswegs nur) neu-schwäbischer Bau- und Siedlungsstrukturen hinwegzuträsten – und die Inszenierung eines „Blühenden Barock“ in den Ludwigsburger oder Herrenhäuser Schloßgärten nicht über das (keineswegs nur in deren Umkreis erfahrbare) Verschwinden von Wildhagen, Flußmäandern oder hochstämmigen Obstbaumwiesen. Die jahrtausendalte Traditionen fortsetzende Subventionierung des „Kulturbetriebs“ (wie sie nun im Anschluß an die eingangs erwähnte Kulturdebatte auch auf Bundesebene intensiviert werden soll^(8a)) ist ganz ohne Zweifel löblich; einen Ausgleich für die Brutalität jedoch, mit der die „Ökonomisierung der Kultur“ (Meyer-Abich)^(8b) betrieben wird, mit der sich die staatlich geförderten technisch-ökonomischen Großstrukturen nicht nur in die Artenvielfalt der Natur, sondern auch in die Formenvielfalt der überkommenen Sozialkulturen fressen, bietet sie wohl kaum. Und was schließlich ist der Informationsgewinn durch unsere allgegenwärtige, viel-

stimmige und vieläugige Medientechnik gegen die – nicht zuletzt durch sie geförderte – Desinformationsdynamik, gegen den immer weiter ausgreifenden Verlust an menschlicher Wahrnehmungs-, Empfindungs- und Orientierungsfähigkeit?

Zu Recht bezeichnet der österreichische Verhaltensforscher Otto KÖNIG die Einpassung in den aktuellen Lebensraum als Basis der Kultur; zu Recht sieht er Kultur als ein im wahrsten Sinne des Wortes „ökologisches Phänomen“^(8c) Wo Kultur nicht mehr als ein unter Anspannung aller (mit-)menschlichen Selbsterhaltungs- und Selbstentfaltungskräfte zu erzeugendes, das Ackern und den Acker versöhnendes Gesamtkunstwerk, sondern vielmehr als kollektives Vitrinestück verstanden und gefördert wird, bleibt das Bekenntnis zum Kulturstaat doppelt müßig. Nimmt man den Begriff beim Wort, so signalisiert er – wie schon betont – eine Selbstverständlichkeit. Erwartet man von ihm Höheres, so wird er im Blick auf die soziale Wirklichkeit zur peinlich-hohlen Phrase.

3. Kulturpessimismus – ja und nein

Den einen oder anderen Leser wird vielleicht an dieser Stelle der schreckliche Verdacht beschleichen, daß hier (wieder einmal) „Kulturpessimismus“ auf der Tagesordnung“ (Hans MAIER)⁽⁹⁾ stehe. Ob dieser – hypothetische – Verdacht besänftigt werden kann, hängt davon ab, was man unter „Kulturpessimismus“ verstehen will.

Gänzlich unbegründet wäre der Verdacht gewiß, wenn damit prinzipielle Zweifel am Wert kultureller Bemühung, an der Kultivierung des menschlichen Lebens also, gemeint sein sollte. Das Bebauen des menschlichen Lebensfeldes dient der Selbsterhaltung und der Selbstentfaltung, dient der im Lebensrhythmus einzelner Menschen wie ganzer Völker sich stets aufs neue vollziehenden Humanisierung. Ohne ein gewisses – und sei es auch noch so bescheidenes – Ausmaß an Kultur ist das Leben und Streben des Menschen inmitten der ihn umgebenden Natur kaum denkbar. Nicht ohne Grund erscheint Tarzan stets im Singular. Die Frucht vom Baum der Erkenntnis wurde nun einmal gegessen, die Ausgliederung des Menschen aus der sich selbst nicht bewußten Natur vollzogen. Seine Rückführung und Wiedereingliederung in die quasi-paradiesische Einfalt und Unschuld der kosmischen Ordnung mag Gegenstand religiöser Hoffnungen sein; im Hier und Jetzt ist dem Menschen seine – wie auch immer geartete – Kultur zum unentrinnbaren Schicksal geworden.

Kulturpessimismus in dem hier ins Blickfeld gerückten fundamentalen Sinne erscheint mithin wenig angebracht. Sehr wohl angebracht erscheint hingegen die stete Infragestellung und Überprüfung der Lebens- und Überlebenskraft konkreter Individual- und Kollektivkulturen. Und erst recht angebracht erscheint die kritische Infragestellung und Überprüfung des Kulturbegriffs einer Gesellschaft, die durch die Art ihres Handelns und Wandels nahezu sämtliche ideellen und materiellen Errungenschaften und Zeugnisse ihrer (sicher nicht in jeglicher, aber doch in mancherlei Hinsicht) altherwürdigen Kultur der Sprengkraft einer Geisteshaltung aussetzt, deren Endergebnis bestenfalls die totale Nivellierung, Technisierung und Manipulierung, und schlimmstenfalls die Annihilation des dem Menschen zugänglichen Teils der Welt sein kann.

Daß diese zumindest tendenziell kulturvernichtende Laszivität dann auch noch mit dem – auf die Pflege von Reservaten bezogenen – Etikett der Kulturstaatlichkeit versehen wird, verdeutlicht die allgemeine Hilf-, ja Bewußtlosigkeit angesichts dieser desolaten Situation. Und wenn selbst ein so profilierter Kulturpolitiker wie der – zweifellos intelligente und gebildete – frühere Bayerische Kulturminister Hans MAIER dann auch noch den „Verfall der Rationalität“ als Krisensymptom beklagt,¹⁰⁾ so ist die Verwirrung perfekt. Sind es denn nicht gerade die für die allgegenwärtige Quadrierung der Welt verantwortlichen Exzesse des „okzidentalen Rationalismus“,¹¹⁾ ist es nicht der hemmunglose individuelle und kollektive Umgang mit dem geistigen Erbgut von Denkern wie William OCCAM (1285-1350), Johannes Duns SCOTUS (1266-1308) Francis BACON (1561-1626), René DESCARTES (1596-1650) und Thomas HOBBS (1588-1679) bis hin zu den Aufklärern und Spätaufklärern des 18., 19. und 20. Jahrhunderts, die den immer weiter um sich greifenden „Aufruhr der Mitte“¹²⁾ wider den Totalitarismus der technisch-ökonomischen Zivilisation, wider Wachstums- und Fortschrittsdenken provoziert hat? Ist es nicht die von technisch-ökonomischen Rationalitätsvorstellungen genährte Wahndee einer autogerechten Welt und der unter demselben Gesetz rieselnde saure Regen, denen ungezählte Zeugnisse aus unserer Kultur zum Opfer fallen? Ist es nicht die unter den Druckwellen der technisch-ökonomischen Rationalität erzeugte Medienflut, unter der die überkommene Feiertags- und Feierabendkultur der Familien, Nachbarschaften, Vereine und Kommunen zu ersticken droht? Sind es nicht Die neo-catilinarischen und neocavianischen Reden wider die kulturvernichtende Gefräßigkeit der neuzeitlichen Rationalitätsdynamik ließen sich beliebig fortsetzen. Einer Verlängerung dieser Verlustliste der „Schönen neuen Welt“ (HUXLEY)¹³⁾ bedarf es allerdings kaum: Sie ist uns allen nur allzu schmerzlich bewußt – oder könnte und müßte es doch sein.

Von einem „Verfall der Rationalität“ kann daher im Bannkreis des sich mit atemberaubender Schnelligkeit über den ganzen Erdball und darüber hinaus in den Weltraum ausbreitenden Industrialismus und Postindustrialismus nicht die Rede sein. Was von den Verteidigern des zivilisatorischen Status quo als „Verfall der Rationalität“ denunziert wird, ist in Wirklichkeit nichts anderes als der – in der Tat unüberhörbar werdende – Protest wider die Eindimensionalität der unsere siegreiche Industriekultur prägenden Rationalitätsvorstellungen. Zugrunde liegt ihm die Einsicht, daß Rationalität als Überlebenshilfe und Steuerungsmedium für den Menschen zwar einerseits unverzichtbar, andererseits aber keineswegs ausreichend ist. Und geprägt wird er von der Erkenntnis, daß neben der seit Beginn der Neuzeit, vor allem aber seit dem Beginn des Industriezeitalters privilegierten technisch-ökonomischen Zweckrationalität auch andere Formen der Vernünftigkeit – einer wohlverstandenen Emotionalität, Sensualität und Sensibilität also – wieder zu ihrem Recht gelangen müssen, um die einzig Daseinsfülle versprechende Einheit des Lebens nicht gänzlich aus dem Blickfeld zu verlieren.

Eine Gesellschaft freilich, deren ökonomische und politische Funktionselemente Begriffe wie „Emotionalität“ etc. zu Schimpfworten verkommen läßt, alles, was nicht den grauen Linien technisch-ökonomi-

scher Zweckrationalität folgt mit dem Bannfluch der „Irrationalität“ belegt und die auf den behutsamen Umgang mit der eigenen Geschichte, Kultur und Natur Drängenden mit Vorliebe als „(Zukunfts-)Verweigerer“ bezeichnet, trifft die volle Paradoxie der GRASS'schen „Rätin“, die ihrem Gesprächspartner – stellvertretend für seine vor hektischer Lebhaftigkeit zitternde Gesellschaft – einen verlorengegangenen Willen zum Leben attestiert.¹⁴⁾ Bewahrt zu werden scheint dieser Wille zum Leben denn auch eher von den eine asketische Gegenkultur zur hier ins Blickfeld gerückten Kulturstaatlichkeit offizieller Lesart vertretenden angeblichen Zukunftsverweigerern als von den wohlbestallten Verwesern der Gegenwart. Und zu verweigern scheinen sich diese „Zukunftsverweigerer“ daher auch nicht der Zukunft, sondern vielmehr der Verschleuderung der Zukunft in der Gegenwart – dem also, was – um mit dem Dichter Ludwig FELS zu sprechen – „keine Zukunft hat“¹⁵⁾ Einzusetzen haben sie fürs erste wenig mehr als ihre Gedanken, ihre Forderungen und ihr eigenes Vorbild im Angesicht einer zwar von des Gedankens Blässe nicht mehr gänzlich unangekränkelten, aber doch auch noch nicht wirklich wankenden gesellschaftlichen Front, die das Gros zumindest der ökonomischen und politischen (und auch noch ein gut Teil der kulturellen) Funktionselemente hinter sich weiß. Einzusetzen haben sie aber auch einen Ernst und eine Entschiedenheit, die ganz offensichtlich von denen gründlich verkannt wird, die ohne weiteres davon ausgehen zu können glauben, daß die von den heraufkommenden Gegeneliten geforderte, von sozioökologischem „esprit de finesse“ statt von technisch-ökonomischen „esprit de geometrie“ geprägte asketische Weltkultur im Sinne Carl Friedrich von WEIZSÄCKERS¹⁶⁾ sich „nur in jenen Nischen und Freiräumen ausbreiten“ könne, „die vom Marktnexus abgeschirmt und zugleich durch ihn gesichert“ seien.¹⁷⁾

Ob die weitere zivilisatorische Entwicklung dann tatsächlich zu der (sich heute vereinzelt abzeichnenden) Symbiose zweier oder mehrerer Kulturen – zur Vermengung industrieller, postindustrieller und postmoderner Formen der Daseinsgestaltung also – führen wird, mag fürs erste offenbleiben. Eine von ökologisch und ästhetisch inspiriertem „esprit de finesse“ (PASCAL)¹⁸⁾ geprägte Alternativ- und Gegenkultur von vornherein als bloße Nischen-Perspektive abzutun, ist der sich im gegenwärtigen Fin de siècle allenthalben eröffnenden Krisen- und Konfliktlage jedenfalls nicht angemessen. Welchen Strebungen die weitere zivilisatorische Entwicklung die stärkeren Bataillone zuführen wird, hängt von zahlreichen natur- und sozialwissenschaftlich bestimmbareren Faktoren ab, deren Eintritt oder Nichteintritt mehr oder minder getrost der Zukunft überlassen werden mag. Inzwischen formieren sich die Willens- und die Zielrichtungen, die Impulse und Programme.

4. Kultur als Gegenwelt

In seinen scharfsinnigen Überlegungen zu „Kulturverfall und Umweltkrise“ hat Heinz FRIEDRICH die Kultur als „Gegenwelt“ apostrophiert, die der Mensch als eine nur ihm zugängliche Wirklichkeit gegenüber der Natur aufrichte.¹⁹⁾ Und als Zustandsbeschreibung ist diese Feststellung sicher genauso unabweisbar wie die hier vertretene These,

daß der Bundesrepublik wie jedem anderen überlebensfähigen und überlebenswilligen Staat der Welt im Grunde gar nichts anderes übrig bleibe als ein „Kulturstaat“ zu sein. Das Verständnis von Kultur als „Gegenwelt“ läßt sich aber auch – wie ebenfalls schon angedeutet – normativ umdeuten. Eine Gesellschaft nämlich, die an die Art und Weise, in der sie ihr Lebensfeld bestellt, keine Anforderungen stellt, ist schwer vorstellbar. Und selbst dort, wo dies auf den ersten Blick gerade nicht der Fall zu sein scheint, gibt es latente Wertsetzungen. „Die Behauptung, das Straßennetz sei im wesentlichen fertig“, erklärte vor kurzem der Bayerische Wirtschaftsminister Anton JAUMANN, „wird durch Prognosen widerlegt“²⁰⁾ Die bloße Verweisung auf Prognosen scheint den Verzicht auf einen politischen Steuerungswillen zu signalisieren. Der Schein jedoch trügt. In Wirklichkeit ist diese Aussage wohl von einer mehr oder minder tief empfundenen Bejahung der technisch-ökonomischen Wachstums- und Fortschrittskultur und einem daraus erwachsenden Behagen über die Fortentwicklung des Straßenverkehrs getragen. Der politische Steuerungswille liegt hier also gerade im Verzicht auf das – von anderen gesellschaftlichen Kräften zum Schutz von Natur und Kultur geforderte – Eingreifen in den zivilisatorischen Entwicklungsprozess.

In ähnlichem Maße wird die (kultur-)politische Laszivität auch dort zum Medium der Daseinsgestaltung, wo „souveräne Liberalität“ zum Charakteristikum erklärt wird, wie dies die Abgeordnete Hildegard WEX in der schon erwähnten Großen Kulturdebatte des Deutschen Bundestages tat.²¹⁾ Daß die optimale Entfaltung kultureller – und insbesondere künstlerischer – Gestaltungskräfte ohne ein gerüttelt Maß an Liberalität undenkbar ist, läßt sich schwerlich leugnen. Schwerlich leugnen läßt sich aber auch, daß „souveräne Liberalität“ als soziokulturelle Grundhaltung eher für ab- als für aufsteigende Hochkulturen charakteristisch ist. Zu einem Überlebensproblem werden muß einer Gesellschaft diese Grundhaltung vor allem dann, wenn sie sich in einer so offensichtlichen Grenzsituation befindet wie dies bei den vom sozioökologischen (und damit langfristig auch vom sozioökonomischen) Zusammenbruch bedrohten Industriegesellschaften ganz offensichtlich der Fall ist. Wo wegen der üblich gewordenen Art des Ackerns vom Acker nichts mehr übrig zu bleiben droht, ist eine entschiedene normative Akzentuierung des Kulturbegriffes unausweichlich. Und dies umso mehr, als die normative Entsprechung zur „souveränen Liberalität“ ja keinesfalls die in diesem Zusammenhang gern beschworene „Einheitskultur“²²⁾ ist, sondern vielmehr die Förderung einer im Dienste des Lebens stehenden kulturellen Vielfalt. Wie das Beispiel der Industriekultur nur allzu deutlich zeigt, ist es gerade die mehr oder minder souveräne Liberalität, die den Trend zur Massen-Einheitskultur fördert.

Geschichtsmächtig werden kann auch eine entschiedene normative Akzentuierung allerdings nur, wenn der Kultur-Begriff aus dem vergoldeten Käfig befreit wird, in den er im Blickfeld unserer Gesellschaft geraten ist. Auch unter dem üblichen Blickwinkel ist Kultur „Gegenwelt“ – dies aber eben nur in einem sehr begrenzten und formalen Sinne. Die in der Großen Kulturdebatte des Bundestages aufgestellte Behauptung etwa, daß Kultur nichts dazu

beitragen könne, Umwelt und Frieden zu retten,²³⁾ ist für diese Sichtweise charakteristisch. Da sie auf die Ghettoisierung und (damit) Minimalisierung des Kultur-Begriffes besteht, ist der auch ihr innewohnende Ansatz ohne soziale Richtkraft. Genauso schlankweg und folgenlos wie man vor dem Hintergrund eines solchen Kultur-Verständnisses heute den „Kulturstaat“ propagiert, kann man dann morgen (falls der soziopolitische Druck der Ökologiebewegung sich weiterhin verstärken sollte) den „Naturstaat“ propagieren – Alibi-Akte hier wie dort zur Kaschierung der soziokulturellen bzw. sozioökologischen Laszivität und Impotenz der politischen Machteliten.

Vor dem billigen Ausweg in die rechtlich-politische Talmi-Welt der Verfassungsrhetorik, der dilatorischen Formalkompromisse und der peripheren Eingriffe zu warnen, ist ein Ding; ein ganz ander Ding jedoch, dem nun einmal – heute wie zu allen Zeiten – unaufhaltsam im Gang befindlichen soziokulturellen Wandel eine Richtung und ein Schrittmaß zu geben, das den Pflügenden mit dem Pflug und den Ackernden mit dem Acker versöhnt, das Mensch, Kultur und Natur in einen lebensfördernden Einklang bringt. Das menschliche Lebensfeld in diesem Sinne zu kultivieren heißt den Menschen zu humanisieren.²⁴⁾ Die Humanisierung des Menschen aber (die seine harmonische Einbindung in den Gesamtzusammenhang der Natur und die über sie hinausweisende kosmische Ordnung einschließt) ist Angelpunkt und Endziel aller menschlichen Kultur. Daß dieses Ziel heute erreicht oder auch nur in greifbare Nähe gerückt sei, wird niemand ernsthaft behaupten wollen! Hinter der Ghettoisierung einer subventionierten Marionetten- oder Sonntagskultur und der Eindimensionalität der – von dieser künstlich abgetrennten – Trivial- oder Alltagskultur verbirgt sich vielmehr ein geradezu dämonischer Zug zur Inhumanität. „Denn die ideologisch, politisch oder wirtschaftlich verzweckte Kultur ist keine Kultur, sondern eine inhumane Farce“²⁵⁾

Dieser Feststellung eines kulturbewußten Zeitgenossen ist wenig hinzuzufügen. Ihre Richtigkeit erweist sich nicht selten auch noch dort, wo Humanität in einen ausdrücklichen Zusammenhang mit Kultur gebracht wird. In einem rhetorischen Meisterstück machte sich vor kurzem der baden-württembergische Ministerpräsident Lothar SPÄTH zu einem unfreiwilligen Zeugen für dieses triste Phänomen. Der Aufwand für die (von dem englischen Architekten Stirling in postmoderner Manier gestaltete) Neue Staatsgalerie in Stuttgart habe sich gelohnt, meinte Späth, „weil er sich ins Humane verzinst.“²⁶⁾ Daß sich die erhofften Humanitäts-Zinsen angesichts einer derart tragikomischen, die wahren „Grundwerte“ solcher Kulturförderer enthüllenden Sprache ins Nirgendwo verflüchtigen könnten, kam dem Herrn Festredner wohl nicht in den Sinn. Ganz so wie es den in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik Vorherrschenden noch immer nicht in den Sinn kommt, daß man auf den in unserem „Kulturstaat“ so wundervoll glatt und breit trassierten Straßen nirgendwo mehr ankommt, daß es sich aber auch nicht mehr lohnen würde, irgendwo anzukommen, weil man allenthalben die zivilisatorischen Stücke in die Hand bekommt ohne ein „geist'ges Band“ zu entdecken. Und dies häufig genug selbst bei jenen Gruppierungen und Kräften nicht, die eigentlich dazu berufen wären, dieses geist'ge Band vom Hier und Jetzt ins Ehedem und

Immerdar zu winden. Auch sie erleiden jedoch bei ihrem Geschäft der Sinnfindung und Sinngebung dieselbe Ghettoisierung, dieselbe – bis zur Schizophrenie reichende – „große Spaltung“, die für das gesamte Kulturverständnis unserer Gesellschaft symptomatisch ist. Über die den Strom des zivilisatorischen Geschehens in keiner Weise korrigierende Dünnbrütigkeit ihrer Aktivitäten braucht man sich daher auch kaum zu wundern. Allgemeine Gebete für den Frieden ja und vielleicht auch noch für eine heile Umwelt – aber Roß und Reiter zu benennen, Gott bewahre an institutionellem Überlebenswissen reiche Organisationen vor der Parteien Zwitter und Hader! Waffen werden heute vielleicht nicht mehr (gern) gesegnet, Autos und Autobahnen jedoch auf Wunsch sehr wohl. St. Franciscus redivivus wäre heute wohl genausowenig gern gesehen wie eh und je – seiner kirchlichen Ernennung zum Umweltheiligen zum Trotz. Und auch Dostojewskis „Großinquisitor“ fiele wohl im Vernichtungsgespräch mit dem im Gewand der Essener wiederkehrenden großen Unbequemten so manches Aktuelle ein.

Daß die Kreuz-und-quer-Trassen des zivilisatorischen Geschehens heute „außer Rand und Band“ geraten sind, ist jedenfalls für diejenigen unverkennbar, die davon ausgehen, daß der Mensch als ein Kulturwesen letztendlich nichts anderes als jener Homo Viator, jener Wanderer zu Gott, sein kann, als der ihn das Mittelalter sah.

Daß er sich in seinem Bemühen um Menschwerdung nicht in wirt-hastenden Zweckdienlichkeiten erschöpfen darf, daß er vielmehr einen auch in seinen Windungen geradlinigen Weg zu gehen hat, der zu einer geistig-seelischen Mitte führen sollte – die zu jener Mitte, die wohl nur finden kann, wer die Grenzen zu wahren weiß, die der große französische Mathematiker und Philosoph Blaise PASCAL (1623-1662) im Auge hatte, als er den Satz niederschrieb: „Il n’y a pas de justice, mais il y a des limites“ – es gibt keine (erkennbare absolute) Gerechtigkeit, aber es gibt Grenzen.²⁷⁾ Solche Grenzen gibt es für den Einzelnen, und solche Grenzen gibt es für eine Gesellschaft, die als solche in Würde überleben und auch dem Einzelnen ein Überleben in Würde sichern will.

Daß es oft nicht einfach ist, den genauen Verlauf dieser Grenzen zu erkennen bzw. sich darüber zu verständigen und zu einigen, ist eine Binsenweisheit. Über die Möglichkeiten einer solchen Verständigung und Einigung nachzudenken, gehört zu den Hauptaufgaben der Politikwissenschaft. Keines der im Laufe der letzten Jahrhunderte und Jahrtausende entwickelten Verständigungs- und Einigungsmodelle vermag jedoch Gewähr dafür zu bieten, daß die Pascal’schen „Grenzen“ gewahrt werden. Für das uns zum politischen Schicksal gewordene Demokratiemodell Jean Jacques Rousseau (1712-1778) gilt das nicht minder als für alle anderen Entscheidungswege auch. Die demokratische Mehrheitsentscheidung ist nämlich nach dieser – auch unserer Verfassungsordnung zugrundeliegenden – Konzeption nur dann legitim, wenn sie der von ROUSSEAU als ideelle, empirisch nicht faßbare Größe verstandenen *voloné générale* entspricht, die in Form des „rechten Bewußtseins“ in Grenzfällen auch nur von wenigen oder gar einem Einzelnen verkörpert und vertreten werden kann.²⁸⁾

Daß diese Rousseau’sche Vorstellung in der politi-

schen Praxis der Demokratie aus dem Bewußtsein der Akteure entweder gänzlich verschwunden ist oder doch gänzlich zu entschwinden droht, bedarf kaum besonderer Betonung. *Die Arroganz der Macht ist ein bewährter Katalysator der Verdrängung.* Wie gut jedoch Rousseau daran tat, auch der Mehrheitsentscheidung jene imaginären Grenzen aufzugeben, von denen Pascal sprach, erweist sich an den offenkundigen Ergebnissen von Grenzüberschreitungen: Sind nicht die faulen Früchte der auf Wachstum und Fortschritt programmierten Industriekultur zum überwiegenden Teil auf formal korrekt zustandgekommene (Mehrheits-)Entscheidungen zurückzuführen – und sind dennoch ganz offenkundig ungenießbar.

5. Schluß

Mit dieser – durchaus rhetorisch gemeinten – Frage mag es hier sein Bewenden haben. Zum Abschluß dieser Überlegungen drängt sich mir jedoch noch die weitere Frage in die Feder, warum es uns so schwer fällt, das kulturelle Geschehen als ein das gesamte soziale Sein umfassendes zu begreifen, und warum es uns überdies so schwer fällt, Kultur und Natur in Einklang zu bringen. Über die schon versuchten Antworten hinaus mag dabei auch eine Rolle spielen, daß die kulturelle Tradition des überwiegenden Teils der westlichen Industrieländer insofern eine gebrochene ist, als ältere, stark naturmythisch geprägte Kulturen (wie die keltisch-germanische und die indianische) von anderen, zumindest in ihrer konkreten historischen Ausprägung eher auf Naturbeherrschung hin angelegten (wie dem Christentum samt seiner hellenistischen Befruchtungen und materialistischen Umdeutungen) überlagert wurden. Nach dem – unübersehbaren – äußeren Bild zu urteilen, das unsere Zivilisation heute bietet, ist diese Überlagerung wohl gelungen. Nach dem – auf mannigfache Weise erschließbaren – inneren Bild zu urteilen jedoch zeigen die westlichen Industriegesellschaften (und dabei vorab unser „Kulturstaat“) ein gespaltenes Bewußtsein. Neben dem Typus des sich – mit oder ohne Sonntagspredigt – die Erde unentwegt weiter untertan machenden „Homo faber“ gibt es den zwar ebenfalls noch munter fortschreitenden, jedoch aus Weitsicht oder auch eingedenk der ebenfalls biblischen Mahnung, daß das dem Menschen Anvertraute zu bebauen *und* zu bewahren sei, zunehmend behutsamer auftretenden. Und dann natürlich auch den – mit oder ohne Rückgriff auf Vorchristliches – nur noch auf leisen Sohlen Einhergehenden, den Stimmen der (im Banne äußerster Bedrohung wieder erwachten) Naturgeister Lauschenden.

In der Art und Weise, in der sich diese gesellschaftlichen Kräfte, Neigungen und Strebungen auseinandersetzen und verbinden, wird sich das Schicksal unserer Zivilisation erfüllen. Will man dieses Schicksal trotz allfälliger Kassandrarufer im Zeichen der Hoffnung sehen, so rückt wie von ungefähr eine Vision ins Blickfeld, die das Versprechen einer Aufhebung der – im gesellschaftlichen Bewußtsein vorgeformten – großen Spaltung von Kultur und Natur in sich schließt: die Deus-sive-natura-Vision Baruch de SPINOZAS (1632-1677) nämlich,²⁹⁾ die schon für Goethe wie auch für die Romantik in der rechten Vorahnung des Kommenden so bedeutsam werden sollte.³⁰⁾ Soll diese Vision in unserer gegenwärtigen Kultur- und Naturkrise zukunftswei-

sende Impulse geben, so darf der Umgang mit ihr nicht den (Fach-)Philosophen und Theologen überlassen werden; viel eher schon mag die Vision als meditativer Appell wirksam werden. Die Gleichsetzung von Gott und Natur mag deistisch, theistisch oder (wie bei Spinoza selbst) pantheistisch gedeutet und verstanden werden – entscheidend ist letztlich die Einsicht, daß sich unsere kulturellen Bemühungen als solche in all ihrer Vielfalt wie auch in ihren Auswirkungen auf die ihnen vorgegebenen natürlichen Lebensgrundlagen nur als ein letztlich unteilbares Ganzes und Heiles entwerfen lassen, daß Kultur und Natur eine aufeinander bezogene Lebenseinheit darstellen, die sich nur um den Preis des früher oder später erfolgenden Untergangs aufheben läßt. „Kulturstaat“ und „Naturstaat“ lassen sich nicht nur als rhetorische Leerformeln beliebig mißbrauchen; sie sind auch als ideelle Ganzheit im aristotelischen Sinne früher als ihre Teile. Diese ideelle Identität auch im gesellschaftlichen Leben in Erscheinung treten zu lassen (und damit unser aller Leben und Überleben in Würde zu sichern) ist uns daher auch schicksalhaft aufgegeben.

6. Anmerkungen:

- 1) Der Wortlaut der Debatte zur Kulturpolitik im Deutschen Bundestag am 9.11.1984 ist abgedruckt im 'Kulturheft 2' (Materialien der Arbeitsgruppe „Kunst und Kultur“ der SPD-Fraktion, hrsg. von Freimut DUVE, o. O., o. J.). Von einem „Kulturstaat“ sprach ausdrücklich die Abgeordnete WEX, a. a. O. Vgl. die Antwort der Bundesregierung vom 31.10.1984 auf die Große Anfrage der Abgeordneten Duve u. a., in der ausdrücklich von „Kulturstaat“ und „Kulturstaatlichkeit“ die Rede ist (Deutscher Bundestag, 10. Wahlperiode, Drucksache 10/2236, S. 3). Vgl. auch die Beschlußempfehlung des Innenausschusses zur Kulturpolitik vom 30.5.1986 (Bundestags-Drucksache 10/5836 v. 10.7.1986, S. 3).
- 2) Die Große Anfrage zur Kulturpolitik wurde von SPD-Abgeordneten und der SPD-Bundestagsfraktion getragen, die dann auch die Materialien in dem (in Anm. 1 genannten) „Kulturheft 2“ veröffentlicht hat. „Dokumente“ zur Kulturpolitik wurden im Zusammenhang mit der kulturpolitischen Debatte des Deutschen Bundestags auch von der CDU/CSU-Fraktion veröffentlicht.
- 3) Diskussionsbeitrag von Bundesminister Schneider, in: Kulturheft 2, a. a. O., S. 60 ff (61).
- 4) Vgl. a. a. O., S. 62.
- 5) Abgedruckt in: MAYER-TASCH (Hrsg. 1981): Im Gewitter der Geraden. Deutsche Ökolyrik 1950-1980, München, S. 154 ff.
- 6) Die von Denkern wie Thomas HOBBS (1588-1679), John LOCKE (1632-1704), Jean-Jacques ROUSSEAU (1712-1778) und anderen in unterschiedlichen Versionen vertretene neuzeitliche Naturrechtslehre geht davon aus, daß der – von mehr oder minder unfriedlichen und lebensfeindlichen Umständen geprägte – Naturzustand (status naturae) durch die Etablierung einer souveränen Staatsgewalt überwunden wird, die eine bürgerliche Gesellschaft (status civilis) überhaupt erst ermöglicht. Vgl. dazu u. a. J. W. GOUGH (1957): The Social Contract, 2. Aufl. Oxford (1963) sowie Alfred VOIGT (Hrsg. 1965): Der Herrschaftsvertrag, Neuwied. Vgl. auch MAYER-TASCH (1976): Hobbes und Rousseau, 2. Aufl., Aalen.
- 7) In der von König Herodes d. Großen (72 v. Chr.-4 n. Chr.) errichteten Bergfestung Masada am Toten Meer hatten sich nach der Zerstörung des (2.) Tempels zu Jerusalem durch Titus im Jahre 70 n. Chr. die letzten jüdischen Widerstandskämpfer verschanzt, um schließlich – als ihre Lage im Zuge der Belagerung durch Vespasian verzweifelt wurde – kollektiven Selbstmord zu begehen (73 n. Chr.). Vgl. hierzu den Bericht von Joseph FLAVIUS (1959): The Jewish War (translated and introduced by G. A. Williamson), Hamondsworth, Middlesex u. a., S. 399 ff. (Exkurs VIII).
- 7a) Vgl. das von Voker SKIERKA (1986) unter dem Titel „Unabhängig und unbequem“ entworfene Porträt des „linken Tory“ Wolf Jobst Dieler, in: SZ vom 15.1.1986, S. 8.
- 8) Vgl. oben, Anm. 5
- 8a) Vgl. dazu die Beschlußempfehlung des Innenausschusses zur Kulturpolitik vom 30.5.1986 (siehe Anm. 1, Ende).
- 8b) Vgl. Klaus Michael MEYER-ABICH (1984): Wege zum Frieden mit der Natur. Praktische Naturphilosophie für die Umweltpolitik, München, S. 272.
- 8c) Vgl. die Festrede Otto KÖNIGS (1982) zum Verhältnis von Ökologie und Kultur anlässlich der Entgegennahme des Bundes-Naturschutzpreises (Bodo-Manstein-Medaille), Wien o. J. (1973).
- 9) Die angefochtene Industriekultur, in: Die Deutschen und die Freiheit. Perspektiven der Nachkriegszeit, Stuttgart 1985, S. 183.
- 10) Vgl. a. a. O., S. 191
- 11) Carl SCHMITT (1950): Der Nomos der Erde im Völkerrecht des jus publicum Europaeum, Köln, S. 103.
- 12) MEYER, Nils I./PETERSON, K. Helveg/SÖRENSEN, Villy (1979): Aufruhr der Mitte. Modell einer künftigen Gesellschaftsordnung. Hamburg.
- 13) Vgl. Aldous HUXLEY (1953): Schöne neue Welt. Ein Roman der Zukunft, Frankfurt (1932).
- 13a) Vgl. Rolf HOCHHUTH (1985): Banausenrepublik Deutschland. Ein Pamphlet. In: Die Zeit Nr. 44 vom 25.10.1985. Vgl. auch den in seiner Tendenz ähnlichen Artikel von Dieter LATTMANN zur „Kulturpolitik“, in: Wolfgang Benz (Hrsg.), Die Bundesrepublik Deutschland, Bd. 3 (Kultur), S. 420 ff.
- 14) Vgl. Günter GRASS (1986): Die Rätin. Darmstadt und Neuwied, S. 107: „Es kann aber auch sein, daß die Humanen jene andere Fähigkeit, die uns Ratten seit jeher eigen ist, den Willen zum Leben, haben verkümmern lassen. Kurzum, es schmeckte ihnen nicht mehr.“
- 15) Vgl. das 1974 entstandene, unveröffentlichte Gedicht mit dem Titel „Fall“
- 16) Vgl. Carl Friedrich von WEIZSÄCKER (1978): Gehen wir einer ästhetischen Weltkultur entgegen? In: Ders., Deutlichkeit. Beiträge zu politischen und religiösen Gegenwartsfragen, München, S. 73 ff.
- 17) Hans MAIER, Die angefochtene Industriekultur, a. a. O., S. 190.
- 18) Vgl. Blaise PASCAL (1954): Différence entre l'esprit de géométrie et l'esprit de finesse, in: Pensées, in: Oeuvres complètes, hrsg. von Jacques Chevalier, Paris, S. 1091.
- 19) Vgl. Heinz FRIEDRICH (1982): Kulturverfall und Umweltkrise. Plädoyers für eine Denkwende, München.
- 20) Vgl. SZ Nr. 155 v. 7./8.7.1984, S. 5
- 21) Vgl. a. a. O. (oben, Anm. 1), S. 71.
- 22) Vgl. a. a. O., S. 76
- 23) So ebenfalls Hildegard WEX, a. a. O., S. 76
- 24) Vgl. hierzu auch FRIEDRICH, Kulturverfall und Umweltkrise, a. a. O., S. 7 ff., S. 65 ff. Friedrich spricht von der „humanisierenden Kraft der Kultur“ (S. 8) sowie auch davon, daß „Kunst ein Element der Ethik“ sei, „geeignet, die Humanität zu befördern, indem sie die Möglichkeiten und Grenzen menschlichen Tuns vor dem Postulat des Ewigen exemplarisch aufzeigt“ (S. 65).
- 25) Vgl. FRIEDRICH, a. a. O., S. 12
- 26) Rede von Ministerpräsident Lothar SPÄTH zur Eröffnung der neuen Staatsgalerie am 9.3.1984 in Stuttgart (Typoskript, S. 26)
- 27) Vgl. Peter SCHNEIDER, Pascals Plaisante Justice, in: ARSP 39, S. 79 ff.

28) Vgl. dazu des näheren MAYER-TASCH, Hobbes und Rousseau, a. a. O. (oben, Anm. 6), S. 40 ff.

29) „aeternum namque illud, et infinitum Ens, quod Deum, sen Naturam appellamus“ Baruch SPINOZA (1967): Ethica, in: Opera-Werke, hrsg. von Konrad Blumenstock, Darmstadt, Bd. 2., S. 382 (Eth. IV, praef.)

30) Vgl. H. LINDNER (1960): Das Problem des Spinozismus. In: Das Schaffen Goethes und Herders. H. BOLLACHER (1969): Der junge Goethe und Spi-

noza, N. ALTWINKLER (Hrsg. 1971): Texte zur Geschichte des Spinozismus, Darmstadt.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Peter-Cornelius Mayer-Tasch
Geschwister-Scholl-Institut für Politische Wissenschaften
der Universität München
Ludwigstraße 10
8000 München 22

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Laufener Spezialbeiträge und Laufener Seminarbeiträge \(LSB\)](#)

Jahr/Year: 1987

Band/Volume: [4_1987](#)

Autor(en)/Author(s): Mayer-Tasch Peter Cornelius

Artikel/Article: [Vom "Kulturstaat" zum "Naturstaat"? Zum schizophrenen Kulturverständnis der Gegenwart 30-36](#)